

Nicole Fröhlich
Der Club der wütenden Fünf

NICOLE FRÖHLICH

DER CLUB DER
WÜTENDEN FÜNF

Bei diesem Buch wurden die durch das verwendete Material und die Produktion entstandenen CO₂-Emissionen ausgeglichen, indem der cbj Verlag ein Projekt zur Aufforstung in Brasilien unterstützt.

Weitere Informationen zu dem Projekt unter:

www.ClimatePartner.com/14044-1912-1001



Penguin Random House Verlagsgruppe
FSC® N001967

Alle Personen und Gegebenheiten in diesem Buch sind ausgedacht.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

1. Auflage 2022

© 2022 cbj Kinder- und Jugendbuchverlag in der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Guter Punkt GmbH & Co. KG
skn • Herstellung: UK

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-16637-6

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Für alle Mädchen und Jungs*.
Für alle, die ihr Zuhause suchen. Ihr seid stark.*

In diesem Buch werden an einigen Stellen Themen wie Selbstverletzung, Mobbing und Depression aufgegriffen. Diese Inhalte können sehr nahegehen.

PROLOG

Es war ein wolkenloser Tag im Januar. Obwohl die Sonne schien, war die Luft eisig. Meine Nase tropfte. Die Kälte war überall. Sie kroch durch die Schuhsohlen meiner Sneakers und verteilte sich rücksichtslos in meinen Beinen. Meine nackten Hände hingen taub aus den Ärmeln meiner Jacke heraus. Die Sonne blendete und ich kniff die Augen zu. Immer wieder versuchte ich, gegen den Reflex anzukämpfen, der meine Augenlider nach unten presste. Am Ende gab ich nach. Von der Sonne blieb ein goldener Schimmer, der sich vor meinem inneren Auge zu einem Oval ausdehnte. Da war dieses dumpfe Geräusch: Der Sarg wurde in die Erde gelassen.

Es waren wenige Trauergäste gekommen. Sie gaben mir nacheinander die Hand. Alle zuckten vor meinen Eisfingern zurück. Jeder von ihnen fragte mich das Gleiche.

»Wie geht es dir?«

Was für eine beschissene Frage an so einem Tag.

Zu einer Frau sagte ich: »Gut.« Ihre Augen weiteten sich und ihre Augenbrauen zogen sich bis zum Haaransatz hoch. Sie starrte mich an, als hätte ich einen offenen Nasenbruch.

GRAUZEIT

Frau Schmidt und ich steigen aus.

Sie will die Tür des Wagens abschließen, da fällt ihr der Autoschlüssel aus der Hand. Schnell geht sie in die Hocke und hebt ihn auf. Dabei schaut sie über ihre Schulter, zu mir. Feine Fältchen umranden ihre trockenen Lippen. Sie kichert über ihre Ungeschicklichkeit. Ich lache nicht mit, sondern verdrehe die Augen.

Frau Schmidt bleibt freundlich. Sie deutet auf ein Gebäude und wir überqueren die Straße. Dann bleiben wir vor dem grauen Haus stehen. Es hat eine weiße Tür, ansonsten sieht es nichtssagend aus. Seit ihr der Schlüssel runtergefallen ist, ist Frau Schmidt ungewohnt stumm. Die ganze Autofahrt lang hatte sie nichts anderes getan als geredet.

»Dein gesetzlicher Vormund kommt erst nächste Woche aus dem Skiurlaub zurück«, erzählte sie.

Deswegen also begleitete Frau Schmidt mich in mein »neues Zuhause«.

Bei dem Wort »Zuhause« warf sie mir so einen Blick im Rückspiegel zu, mit dem man nichts anfangen kann. Dabei lächelte sie. Frau Schmidt hat neben Falten auch große

Zähne, die zeigt sie gern. Ich hätte auch vorne sitzen dürfen, aber ich wollte nicht.

Ich lasse meine Reisetasche auf den Boden fallen und schaue mich um. Heute ist vieles grau. Das Haus, der Himmel, der Beton unter uns. Selbst das Gesicht von Frau Schmidt. Sie sieht müde aus. Könnte bestimmt auch einen Urlaub vertragen. Frau Schmidt drückt auf die Klingel, auf der *Jugendheim* steht. Ein schriller Ton erklingt.

Wir hören Schritte, dann öffnet ein Mädchen die Tür. Oder eine junge Frau, kann man nicht so genau sagen. Sie hat grüne Haare und trägt eine übergroße Brille. Sie könnte sechzehn, aber auch fünfundzwanzig Jahre alt sein. Sie trägt Hausschuhe. Ihre Socken haben unterschiedliche Farben.

Das Mädchen (oder die Frau) steht noch immer in der Tür. Sie mustert uns kurz, dann leuchtet ihr Gesicht auf. Sie nickt Frau Schmidt zu und reicht mir die Hand. Sie hat eine hohe Stimme.

»Hallo! Ich bin Bianca. Ich bin eine der Betreuerinnen.«

Ich sage nichts, sondern schaue Frau Schmidt an. *Das* ist eine Betreuerin?

Bianca sagt: »Herzlich willkommen, Lara. Wir haben dich schon erwartet. Kommt doch erst mal rein.«

Sie tritt einen Schritt zurück und ich schultere meine Tasche. Sie läuft durch den Flur und Frau Schmidt und ich folgen ihr. Frau Schmidt lächelt mal wieder und tut das, was sie gut kann: reden. Sie trällert alle möglichen Informationen über mich an den Hinterkopf der Grünhaarigen. Auch dass ich bis zur Beerdigung ein paar Tage alleine gelebt habe. Als sie das erwähnt, senkt sie ihre Stimme, als wäre das nicht für meine Ohren bestimmt.

Bianca läuft zielstrebig durch das Erdgeschoss der Einrichtung und antwortet Frau Schmidt mit einem Nicken in Dauerschleife. Neben einer geöffneten Tür bleibt sie stehen. Sie zeigt uns ein großes Zimmer. Dort stehen eine rote Couch und ein klobiger, uralter Fernseher. Da ist auch noch ein großes Regal mit Büchern und Spielen. Ein Junge sitzt auf der Couch. Er hat alle Kissen um sich herum gestapelt und glotzt in die Röhre. Er sieht nicht mal her zu uns.

»Das hier ist der Gemeinschaftsraum. Hier könnt ihr lesen oder fernsehen. Dort im Regal gibt es auch Spiele.«

Bianca blickt mich an. Wahrscheinlich erwartet sie eine Reaktion. Ich kaue auf meiner Lippe herum. Keine Ahnung, was ich sonst tun soll. Dann wendet sie sich an Frau Schmidt. »Wir machen dann gleich die Unterlagen fertig. Ich brauche nur noch deine Unterschrift. Geh schon mal in mein Büro. Ich zeige Lara solange ihr Zimmer.«

Sie duzen sich also. Wer weiß, wie viele Kinder Frau Schmidt in ihrer Karriere schon in dieses graue Haus gesteckt hat.

Frau Schmidt reicht mir die Hand. »Bis bald, Lara. Und alles Gute.«

Erwachsenen gibt man die Hand. Das hat meine Oma immer gesagt. Also halte ich sie ihr hin. Frau Schmidts Händedruck ist für eine Erwachsene ziemlich lasch. Sie legt ihre Hand nur ganz vorsichtig in meine. Ich drücke zu. Sie zuckt zusammen und ich ziehe meine Hand zurück.

»Tschüss«, sage ich. Frau Schmidt sagt nichts mehr.

Ich folge Bianca. Wir gehen eine Treppe hoch und kommen in einen langen Flur.

»Wir sind jetzt auf dem Stockwerk für euch Mädchen«,

erklärt sie, »die Jungs schlafen im zweiten Obergeschoss. Ein Betreuer oder eine Betreuerin ist rund um die Uhr da, auch nachts. Wir haben ein Zimmer für den Nachdienst im Erdgeschoss. Im Notfall kannst du immer runterkommen und klopfen.« Ich nicke.

Der Mädchenflur ist gelb gestrichen. Zum Glück nicht rosa, das wäre so was von affig. Ein paar Fotos hängen an der Wand, ich schaue sie mir gar nicht erst genauer an. Auf jeder Seite des Flurs befinden sich drei Türen. Die erste Tür steht offen. Als wir vorbeilaufen, springt ein Mädchen vom Bett auf und stellt sich in den Türrahmen. Sie ist dürr und hat riesige Augen, die ihr aus dem Kopf zu fallen drohen. Sie verschränkt die Arme, kneift die großen Augen zu Schlitzen zusammen und mustert mich von oben bis unten. Ihr langer, dünner Giraffenhals ragt aus einem übergroßen Pullover heraus.

»Das ist Marisa«, sagt Bianca.

Marisa sagt weder Hallo, noch regt sie sich.

Ich drehe mich weg und folge Bianca, die auf eine andere Tür zeigt. »Das hier ist der Aufenthaltsraum der Betreuer und Betreuerinnen. Daneben befindet sich das Mädchenbadezimmer. Es gibt einen Putzplan, der hängt unten in der Küche, bei den anderen Stundenplänen. Dort siehst du auch unser therapeutisches Kursangebot. Das zeige ich dir alles später.«

Sie dreht sich um. »Oder möchtest du das unserer neuen Bewohnerin gleich zeigen, Marisa?«

Marisa zuckt mit den Schultern.

»Das deute ich als ein Ja.« Bianca lacht. Sie versucht wohl, cool und locker zu wirken. Marisa verdreht die Augen

und stöhnt ein »Okay«. Dann geht sie wieder in ihr Zimmer und schließt die Tür.

»Sie ist am Anfang immer etwas schroff. Sie braucht Zeit, um mit neuen Leuten warm zu werden. Komm, ich zeig dir dein Zimmer.«

Bianca schließt eine Tür auf. Das Zimmer ist klein, das Bett winzig. Der Schrank auch. Zumindest ist da ein schmales Fenster. Es ist stickig hier drinnen. Und mir ist schlecht. Ich lege meine Tasche auf das Bett und öffne das Fenster. Ein kalter Windstoß bauscht die Gardinen auf, wie in einem Geisterfilm.

»Ich lasse dich jetzt mal in Ruhe ankommen«, sagt Bianca. Sie geht raus und schließt die Tür.

Ich bleibe erst stehen. Dann setze ich mich doch auf das Bett. Der Wind bläst heftig in mein Gesicht und im Zimmer wird es eisig. Ich stehe auf und schließe das Fenster. Es hat zu schneien begonnen. Ein Auto schleicht vorbei.

Ich räume meine Tasche aus. Zuerst das Handy. Der Bildschirm ist schwarz. In letzter Zeit schalte ich es immer aus, keine Ahnung wieso. Manchmal glaube ich, ich habe Angst, dass niemand anruft und nach mir fragt.

Da klopft es.

»Ja?«

Jemand drückt die Klinke runter und öffnet die Tür einen Spalt.

»Ist ja verdammt kalt hier drinnen. Frierst du nicht? Mach mal die Heizung an!«

Es ist Marisa. So wie sie hier hereinplatzt, habe ich nicht das Gefühl, dass sie Zeit braucht, um mit neuen Leuten warm zu werden.

»Kommst du jetzt endlich?«, fragt sie.

»Wohin?«

»Na, in die Küche. Ich zeig dir die Pläne und so.«

Sie pustet sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Dabei schaut sie mich gar nicht richtig an, sie blickt die ganze Zeit zu Boden.

Ich mag das Mädchen auf Anhieb nicht.

DREI MONATE SPÄTER

Marisa sagt: »Pusteblume ohne Stängel.«

Ich finde, es sieht wie ein Virus aus. Wie hingespuckt in Lamy-Blau. Mehr fällt mir nicht ein, wenn ich so auf diesen albernen Tropfen Farbe starre. Einsam klebt er auf der vergilbten Pappe. Die Kursleiterin hat das Bild eben an ein Drahtseil geklemmt, als wäre das hier 'ne richtige Kunstausstellung in einer Galerie.

Ob sie sich wirklich für diesen blauen Placken interessiert? Ihr Kinn in die Hand gestützt sagt sie immer nur: »Das ist interessant, ganz interessant.«

Ich sage nichts. Bin auch nicht dran mit der Bildbesprechung. Marisa ist dran. Sie ist schon seit einem halben Jahr hier. Im Erstaufnahmeheim. Hier starten alle. Die, die keine Familie mehr haben, und die, die besser nicht bei ihrer Familie leben sollten.

Mann, ich hasse Marisa. Ich hasse es, wenn sie ihr Essen heimlich mit der Gabel in die Serviette schiebt und dann im Bad verschwindet. Ich bin mir sicher, sie spült alles im Klo runter. Keine Ahnung, was die für ein Problem hat. Wahrscheinlich ist sie magersüchtig oder so was.

Und ich hasse diesen Kurs.

Jede Woche kommt die Alte mit einem anderen Mist um die Ecke. Heute: blaue Farbe und Papier. Gestaltungstherapie nennen die das. Übersetzt: Man schmettert Farbe auf eine Oberfläche. Lächerlich.

Zum Glück bin ich bald hier raus. In einer Stunde habe ich ein Gespräch mit Tina. Dann wird endlich das weitere Vorgehen besprochen. Von meiner Seite aus gibt es nicht viel zu sagen. Ich will so schnell wie möglich hier weg.

Tina ist mein Vormund beim Jugendamt. Sie ist für mich zuständig. Ich frage mich, wie das mit der Zuständigkeit wohl abgelaufen ist. Fällt der Anfangsbuchstabe meines Namens in ihren Zuständigkeitsbereich? Oder hatte sie laut »Hier!« gerufen, als ihr Chef mit meiner Akte in der Hand wedelnd ihr Büro betrat und sagte: »Neue Vollwaise reingekommen, Lunge der letzten überlebenden Verwandten ist vor Kurzem kollabiert. Wer von euch macht's?«?

Die Kursleiterin klemmt das nächste Bild an das Drahtseil. Das von Andreas. Axel. Oder Anton. Sein Name fällt mir nicht ein. Irgendwas mit A.

Kleine, feine Kleckse hat er geschmissen. Haufenweise dunkelblaue Spritzer.

»Konfetti«, sage ich.

Prompt schaut Marisa rüber. Ihre Lippen zu einem schmalen Strich zusammengepresst, wirft sie mir einen entnervten Blick zu. Zwischen uns sitzt A., der nichts tut, außer still sitzen.

Stimmt, sie ist immer noch mit der Bildbesprechung dran. Bei so was ist sie pingelig.

Ich deute auf die Meisterleistung von A.

»Sieht aus wie Konfetti. Findest du nicht auch, Marisa?«

»Du bist nicht dran, Lara!«

»Ja und? Ich finde, das sieht aus wie Konfetti, und das wollte ich nur mal loswerden!«

Marisas Arm schnellt vor und greift nach der Stuhllehne von A., der kurz aufschreckt, bevor er eingeschüchtert zu Boden schaut. Ihre mageren Finger umklammern das Holz. Sie drückt ihren Körper nach oben und macht einen Schritt auf mich zu.

»Ich bin dran, verdammt Scheiße!«

So wie das hier aussieht, scheint sie auch ein Aggressionsproblem zu haben. Arme Marisa.

Irritiert schaut uns die Kursleiterin an. Ihr rechter Mundwinkel zuckt. Ganz eigenartig zuckt der. Dreimal schnell hintereinander. Dann Pause. Dann noch zweimal.

Sie ist eine von der nervösen Sorte. Ich glaube, sie hat Angst vor Marisa. Und vor mir. Wahrscheinlich hat sie das mit dem Handy bereits erfahren. So was spricht sich rum.

»Ist ja gut. Reg dich ab«, sage ich und schaue rüber zu A.

»Ich finde dein Bild schön. Ich mag Konfetti.«

»Danke«, sagt A. Dabei hebt er nicht mal den Kopf.

Marisa schnaubt mich an und läuft ins Badezimmer. Die Tür schlägt sie hinter sich zu, sodass A. noch ein weiteres Mal zusammenzuckt.

Ich blicke zu der Kursleiterin. Schließlich soll man fragen, ob man pinkeln gehen darf. Nach allem muss man fragen. Darf ich auf die Toilette gehen? Darf ich in den Hof gehen? Darf ich mir einen Apfel aus der Obstschale nehmen? Mann, wie das nervt.

Ihr Mundwinkel: regungslos. Wahrscheinlich ist sie einfach froh darüber, dass Marisa rausgestürmt ist.

Ich drehe mein Gesicht zum geöffneten Fenster. Die Sonne scheint. Wenn es nicht so penetrant nach Farbe stinken würde, könnte man bestimmt den Frühling riechen.

In meinen Gedanken schmeiße ich Konfetti.

KONFETTI

Meine Oma war großartig. Bei ihr durfte ich immer Konfetti lochen.

Für Oma gehörte Konfetti am Wochenende einfach dazu.

»So wie eine ordentliche Portion Soße über die Knödel«, sagte sie meistens. Das war dann auch der Zeitpunkt, an dem Opa sich in das Gespräch einmischtet. Auf seine Art: Er nickte stumm und fuhr mit der Hand in kreisenden Bewegungen über seinen hervorstehenden Bauch. Ich mochte meine Knödel schon immer lieber trocken. Der Rest meiner Familie ertränkte die armen Kartoffelklöße in Soße, wie Deprimierte ihre Sorgen im Alkohol.

Meine Familie. Die hatte schon seit vielen Jahren nur noch aus Oma, Opa und mir bestanden. Bis wir dann noch weiter zusammengeschrumpft sind. Das war so die Sache mit meiner Familie. Die ist nach und nach eingegangen, wie ein zu heiß gewaschener Pullover. Oder eine ohnehin schon mickrige Zimmerpflanze, abgestellt an einem schattigen Platz, vergessen und vertrocknet.

Und meine kleine, mickrige Familie liebte Konfetti.

Wenn ich diese fantastischen Partyschnipsel produzierte, half Oma mir meistens dabei.

Das lief so ab: Oma und ich saßen am großen, dunklen Holztisch und breiteten den gesamten Altpapier-Hausbestand vor uns aus. Wir durchforsteten alles, Werbung, Zeitungen, suchten nach allem, was ansatzweise bunt war. Manchmal berührten sich unsere Hände dabei. Dann fühlte ich Omas feingliedrige Finger, ihre zarte, knittrige Haut, die mich an das Krepppapier im Kindergarten erinnerte.

Anschließend lochten wir. Und was das anging, waren Oma und ich mit einem unerschütterlichen Durchhaltevermögen gesegnet. Wir hörten nicht auf, ehe wir Hunderte von kleinen, runden Papierschnipseln geschaffen hatten. Unsere Ausbeute sammelten wir in einem Pappkarton, den Oma im Wandschrank verstaute. Sie deponierte ihn immer in unserem selbst ernannten Konfetti-Depot, auf dem obersten Regalbrett.

Anstatt einen Stuhl zur Hilfe zu nehmen, stellte sie sich auf die Zehenspitzen und streckte ihren kurz geratenen Körper so arg in die Länge, dass ich Sorge bekam, er könnte in der Mitte durchreißen. Wie eine Ziehharmonika faltete sie sich so weit auseinander, bis der Karton, den sie geschickt auf ihren kleinen Händen balancierte, die Kante des Regals berührte. Mit Schwung schob sie ihn hinein.

»Dort wird Opa das Konfetti niemals finden.«

Sie legte ihr fantastisches Grinsen auf und zwinkerte mir zu.

7,5

Jetzt bin ich fünfzehn Jahre alt und das Schicksal hat mir einen harten Faustschlag verpasst. So einen Treffer – heftig und mitten ins Gesicht –, der den Schädel so richtig zum Vibrieren bringt. Ich habe mal in den Nachrichten gesehen, dass einer von so etwas getötet wurde. Mich hat er nicht umgebracht. In mir wurde es stattdessen taub.

Tina sagt, ich solle darüber nachdenken, meine Geschichte einmal aufzuschreiben. Für Kinder, denen Ähnliches passiert ist. Und für meine Seele. Okay, das mit der Seele sagte sie nicht. Aber sie dachte es, da bin ich mir sicher.

Mit der Zeit lernt man die Blicke der Menschen um einen herum zu deuten. Manche sind voller Mitleid. Andere voller Erleichterung, dass sie selbst vor so einem Schicksal verschont geblieben sind. Tinas Blick ist eher gelangweilt, fast abgestumpft. Manchmal schaut sie so seltsam ins Leere. Ich bin schließlich nicht die Erste mit so einer Geschichte, die sie kennenlernen. Auf einer Skala von 1 bis 10, wenn 10 furchtbar schrecklich ist, bin ich in ihrer Welt höchstens eine 7,5. Wenn überhaupt.

Als Vollwaise hat man echt andere Probleme als die meisten in meinem Alter. Wenn ich genau darüber nachdenke, weiß ich nicht mal, was gewöhnliche Probleme von Fünfzehnjährigen sind.

Der eigene Körper? Peinliche Eltern? Wer mit wem auf der Schulparty tanzt?

Hier ist an Party gar nicht zu denken.

Viele Freiheiten gibt es nicht. Und wenn doch, dann nur in begrenzten Zeitrahmen oder wenn Betreuer dabei sind.

Und wenn man nach der Schule noch mal raus darf, dann muss man um achtzehn Uhr zurück sein. Dann ist Sperrstunde.

Außerdem habe ich überhaupt keine Lust zu schreiben. Ich würde sogar so weit gehen und behaupten, dass ich schreiben hasse. Noch mehr als malen. Viel zu mühselig. Dazu kommt, dass ich eine unordentliche Handschrift habe. So schräg, irgendwie verschnörkelt. Kann kein Mensch lesen. Und irgendwann tut auch noch die Hand weh.

Weiß nicht, wie das bei anderen ist, aber in meinem Kopf ist generell schon viel los. Alles, was ich erlebe, gehe ich in Gedanken noch mal durch. Beschreibe. Kommentiere. Ausschließlich in meinen Gedanken versteht sich. Bin ja nicht verrückt und rede mit mir selbst.

Keine Ahnung, warum ich das mache. Irgendwie fühlt sich dadurch alles ein klein wenig echter an. Lebendiger. In letzter Zeit kommt mir nämlich alles so verdammt langsam vor. Als hätte jemand im Song meines Lebens auf Pause gedrückt. Oder durch irgendeine technische Störung kann der Film meines Lebens nur noch in Slow Motion abgespielt werden.

Da hilft es eben einfach, alles Erlebte im Kopf noch mal durchzukauen.

Wie zum Beispiel meine Begegnungen mit Tina. Sie trägt immer zu enge Hosen, sodass sich ihr Slip abzeichnet und jeder verschämt zu Boden schaut, sobald sie sich aus ihrem Bürostuhl erhebt. Ein bisschen nervös ist sie auch. Meistens beißt sie in einen Bleistift, den sie immer mit sich herumträgt. »Ein Herz für Kinder« steht drauf. Der hat schon einiges mitgemacht. Richtig abgekaut hat sie ihn.

Letzte Woche hat sie mir mein Handy weggenommen, weil ich es gegen eine Wand geschmissen habe. Gegen einen Betreuer, meint sie.

Ich wollte nur die Wand treffen. Ehrlich.

Ich war nun mal sauer, denn ich will endlich hier raus.

Am liebsten in diese Wohngruppe, versteht sich. Dann bin ich frei und muss nicht um achtzehn Uhr meinen Pyjama anziehen.

Das ist so eine Wohngruppe für Mädchen, die zu irgend einer Stiftung von stinkreichen Leuten gehört, deren Namen ich vergessen habe. Klingt aber wichtig. Und nach Geld.

Tina erwähnte sie bei unserem letzten Gespräch.

»Das könnte eine Option sein«, sagte sie.

Auch Marisa erzählt ständig davon. Ihre Schwester lebt dort. Eigentlich mag sie ihre Schwester nicht. Sie sagt, sie würde sich wie 'ne verdammte Nonne aufführen und die Vernünftige raushängen lassen. Denn sie macht eine Ausbildung.

Ich glaube, Marisa ist neidisch.

Trotzdem telefoniert sie jede Woche mit ihr.

Danach kommt sie aus dem Schwärmen für diese Wohn-

anlage nicht mehr raus. Dann fängt sie meistens an zu heulen, weil die keine Mädchen mit Essstörung aufnehmen. Man braucht einen bestimmten BMI oder so was.

Marisas Schwester sagt, dass es dort große, lichtdurchflutete Einzelzimmer gibt. Eine riesige Gemeinschaftsküche und sogar einen Kinosaal mit einer richtigen Leinwand! Nicht so einen alten Röhrenfernseher wie hier. Eine Menge Taschengeld bekommt man auch. Ansonsten darf man sein eigenes Ding machen. So ziemlich erwachsen eben.

Der Haken: Diese Stiftung bietet nur insgesamt acht Plätze für ausgewählte Waisenkinder.

Jetzt könnte man denken: Acht Plätze sind aber nicht viel. Ist höchstwahrscheinlich richtig. Acht Plätze sind verdammt wenig. Dort reinzukommen ist also per se schon recht schwer. Man muss schon verdammtes Glück haben. Was ein schlechter Witz ist, denn wer hat schon Glück, wenn er Waise ist? Oder man muss besonders sozial sein. Das sagt zumindest Tina.

Und der Ausrutscher mit dem Handy (wie sie es nennt) fällt leider nicht unter *besonders sozial*.

Die letzte Verbindung zu meinem alten Leben zerfiel damit in zwei große und einige kleine Teile, die Tina mit den folgenden Worten aufsammelte: »Das bleibt vorerst bei mir.«

Die Überreste meines Handys liegen also gerade in ihrer Konfiszierungsschublade. In irgendeinem kleinen, stickigen Büro im Frankfurter Jugendamt. Hätte sie mir zumindest die SIM-Karte gegeben, könnte ich über ein anderes Gerät Kontakt zur Außenwelt aufnehmen. Nicht, dass ich noch viele Freunde hätte, die ich anschreiben könnte. Seit ich in

dieses Gefängnis gebracht wurde, haben sich die meisten nicht mehr gemeldet. Bis auf Elisa. Und Elisa hätte ich nun mal gern angeschrieben. Vielleicht hätte sie Lust rauszugehen. Einfach mal wieder Inliner fahren. So wie früher.

ALLTAGSROUTINE

Die Tage meines alten Lebens liefen meistens gleich ab. Sie bestanden aus Schule, Hausaufgaben, Mittagessen und anderen gewöhnlichen Dingen, wie Freunde treffen oder so. Eigentlich ziemlich normal, wenn man mal beiseiteschiebt, dass nichts mehr normal war. Denn ich lebte bei meinen Großeltern. Das war dann, wenn überhaupt, nur halb normal. Und das war schon ausgesprochen gut. Denn irgendwie war ich halbwegs glücklich.

Wir hatten unsere Familienrituale.

Jeden Samstag nach dem Frühstück schnappte sich Opa sein Fahrrad und fuhr zu dem kleinen Markt an der Hauptstraße.

»Um die Zutaten für die Knödelsoße zu kaufen«, betonte er.

Währenddessen half ich meiner Oma beim Aufräumen. Marmelade in den Schrank, Krümel in die Handfläche. Mit Elisa eine Runde Inliner um den Block fahren. Dann wieder ab nach Hause.

Sobald Opa zurückkam und Oma und ich seinen schweren Schlüsselbund im Treppenhaus klimpern hörten, gab sie

mir ein Zeichen. Mein Herz hüpfte, ich liebte diesen Augenblick zwischen Anspannung und Freude. Unübertrefflich war das Gefühl der stillen Übereinkunft zwischen Oma und mir. Dieser kurze, kaum wahrnehmbare Moment, wenn sie mir das Gefühl gab, ich würde die Welt so verstehen wie sie. Ich wusste, was zu tun war. Ohne zu zögern, lief ich zum vereinbarten Punkt im Flur.

Währenddessen eilte sie zum Wandschrank und holte den Pappkarton herunter. Anschließend positionierten wir uns hinter der Eingangstür. Wir rutschten so eng zusammen, dass ihre Strickjacke mein Gesicht streifte. Niemals werde ich den Geruch der kratzigen Wolle vergessen. Sie roch nach tausend gebackenen Kuchen, Fettcreme und Staub.

Sobald ich hörte, wie Opas Schlüssel sich im Schloss drehte, zog sich mein Bauch zusammen. Als er im Türrahmen erschien, sprangen wir hervor, überschütteten ihn mit Konfetti und riefen: »Überraschung!«

Vor Schreck weiteten sich seine Augen. Seine hervorstehenden Haarbüsche, auch Augenbrauen genannt, hüpfen nach oben, seine Stirn verformte sich und sah für einen Moment wie ein zusammengeklappter, schrumpeliger Fächer aus.

Einfach grandios. Manchmal sprang er ein kleines bisschen in die Höhe und fasste sich an die Brust, um einen Herzanfall vorzutäuschen. Diesen kurzen Anflug von Angst, ich könnte an meinem eigenen Lachen ersticken, den vergesse ich niemals. So wiederholte es sich fast jede Woche.

Mittlerweile ist es mir beinahe peinlich, wenn ich daran zurückdenke. Natürlich wusste Opa spätestens ab der zwei-

ten Überraschung, was geschehen würde. Jedes Mal spielte er mit. Opa war ein herrlicher Typ.

Doch der Spaß mit Opa war ziemlich plötzlich vorbei. Er nahm ein abruptes Ende, als ich zwölf Jahre alt war.

Opa starb. Wie lange vor ihm bereits meine Eltern.

NEUIGKEITEN

Endlich! Ich höre Tinas Stimme. Sie steht unten im Flur und begrüßt den Betreuer, der gerade Dienst hat. Emre. Emre ist der einzige nette Mensch hier. Er hat dem Heim sogar eine Playstation gespendet. Manchmal zockt er mit uns. Ich glaube, wenn ich jemanden vermissen werde, dann Emre.

Bevor sie mich rufen kann, stehe ich bereits im Flur.

Tina begrüßt mich mit einem Nicken und deutet auf das kleine Büro, das sich alle Mitarbeiter teilen müssen.

Emre tritt auf die Terrasse und zündet sich 'ne Kippe an.

Auch er nickt mir zu, als wolle er sagen: So viel Zeit habt ihr. Eine Zigarette lang.

Alles in dem Büro ist winzig. Der Schreibtisch, die Stühle. Sogar das Fenster. Ich setze mich auf den kleinen Holzstuhl gegenüber dem Schreibtisch.

Tina sagt nichts. Das macht sie immer. Erst mal nichts sagen. Dann lässt sie sich auf den Bürostuhl sinken. Durch Tinas Gewicht wippt er für einen kurzen Moment auf und ab und macht dabei ein bedauerliches Geräusch. So, als würde sie furzen. Ich halte die Luft an, um nicht loszulachen.

Sie greift in ihre Tasche und zieht einen Hefter heraus.
Lautlos legt sie ihn vor sich und öffnet ihn.

»Ich habe eine gute Nachricht für dich.«

Das hört man selten.

»Eine nette Familie sucht seit längerer Zeit ein Pflegekind. Und obwohl du schon verhältnismäßig alt bist, möchten sie dich kennenzulernen.«

»Was?«

»Sie möchten dich kennenlernen.«

»Ich meine: Was soll das? Ich dachte, ich darf in die Wohngruppe?«

Tina beugt sich nach vorn und stützt ihre Ellbogen auf dem Schreibtisch ab.

»Lara ... das ist nicht so einfach, wie du dir das vorstellst.

Du bist erst fünfzehn Jahre alt.«

»Bald bin ich sechzehn«, werfe ich ein.

»Bis dahin sind es noch mehrere Monate. Lara, ich weiß, du hörst das nicht gern. Aber du bist noch nicht so weit. Was ich sagen will, ist: Ich wünsche mir, dass du deine sozialen Kompetenzen vorerst weiter ausbaust.«

»Was soll das heißen? Dass ich asozial bin?«

Tina seufzt und schaut mich an. Etwas an ihrem Blick stört mich. Ich spüre, wie meine Wangen glühen. Meine Beine beginnen zu zittern. Schnell gucke ich aus dem Fenster, bevor ich mir einen ihrer mitleidigen Gesichtsausdrücke geben muss.

»Du weißt, dass ich das nicht denke.«

»Und warum darf ich dann nicht in die Wohngruppe ziehen? Tina, bitte! Was spricht dagegen? Da gibt es doch auch Betreuer, die aufpassen!«

Jetzt schaue ich wieder zu ihr hin. Unschlüssig, ob ich auf bemitleidenswerte Jugendliche machen soll oder auf selbstbewusste Kämpferin. Bin nicht ganz sicher, was bei Tina zieht. Bin nicht mal sicher, was von beidem ich bin.

»Es gibt derzeit keinen freien Platz. Selbst wenn es einen geben würde, bin ich nicht der Meinung, dass es der richtige Weg für dich ist. Zumindest noch nicht. Ich bin für dich verantwortlich, Lara. Diese Familie ist eine große Chance. Sie haben dir viel zu bieten. Das ist ein echter Glücksgriff.«

Glücksgriff? Woher kann Tina schon wissen, was gut für mich ist?

Weil sie meine Akte pflegt?

Weil sie zehn Minuten in der Woche mit mir spricht?

»Die Familie ist bereit, dir eine Privatschule zu finanzieren«, fährt sie fort, »eine Schule mit dem Schwerpunkt *Soziales Lernen*.«

Sie macht eine Pause. Wahrscheinlich erwartet sie, dass ich etwas dazu sage. Ich finde Privatschulen total bescheuert. Sicher muss man da so alberne Uniformen tragen.

»Willst du gar nichts dazu sagen, Lara?«

Ich schüttle den Kopf. Und sehe mich in spießigen, braungrünen Faltenröcken und weißen, bis zu den Kniekehlen hochgezogenen Socken über einen Schulhof hüpfen.

»In dieser Schule gibt es viele Angebote. Soziale Projekte, Anti-Aggressionstraining. Es gibt auch eine Art Club. *Den Club der wütenden Fünf*. Sie arbeiten dort mit einem Sozialpädagogen in einer Kleingruppe. Das ist wie eine Art ... Training für Verantwortungsbewusstsein. Das hat schon vielen Jugendlichen geholfen.«

Was ist das bloß für ein dämlicher Name für einen Club?
Passt gar nicht zu einer Privatschule, finde ich.

Während Tina weiterschwafelt, muss ich an diese Familie denken. Wer will denn ernsthaft eine Pflegschaft für eine Fünfzehnjährige übernehmen? Wünschen Eltern sich nicht kleine, süße Kinder, die sie nach ihren Wünschen und Vorstellungen formen können? Die dann irgendwann Mama und Papa sagen und mit ihnen beim Fotografen sitzen, so dämliche Familienfotos schießen, die sie dann einrahmen und in den Flur hängen, sodass alle Besucher sagen: »Ausgesprochen schön. Was für eine hübsche, glückliche Familie!«

Nicht mit mir. Das können die vergessen.

»Lara?«

»Mmh«, mache ich.

»Ich denke, das ist ein guter Anfang.«

Ist mir echt egal, was Tina denkt. Ich weiß, was ich will.
Und erst recht, was ich *nicht* will: eine neue Familie.